



SILVIO HUONDER

wurde 1954 in Chur geboren und zog 1989 nach Berlin. Ihn reizt die »Größe und Schroffheit« der Stadt. Für sein Roman-Debüt »Adalina« erhielt er den Schiller-Preis. Zuletzt erschien sein Roman »Valentinsnacht«.

SCHWEIZER IN BERLIN

Geldnot, Liebeskummer und die Enge des Heimatlands haben Schweizer Schriftsteller nach Berlin getrieben. Gegen die Stadt haben die Dichter viele Einwände: Meinungslosigkeit, Gestank, Wichtigtuerei, billige Architektur. Dennoch bleiben die Autoren gern hier – warum nur?

TEXT FRANZISKA RAMSER

FOTO SUSANNE SCHLEYER

Silvio Huonder kann sehr deutlich werden. »Berlin ist schmutzig und hässlich. An jeder Ecke stinkt es nach Pisse, Bier und Autoabgasen. Berlin ist ein gigantisches aufgeblähtes preußisches Dorf mit einem furchtbaren Klima, entweder drückend schwül und stickig oder kalt und grau.« Dennoch atmet der Schriftsteller jedes Mal auf, wenn er nach einem Besuch in der Schweiz in Berlin aus dem Zug steigt und statt gepflegter Reihenhäuser mit hübsch geharkten Gartenbeeten wieder auf die »kleinkarierte und billige Nachkriegsarchitektur« der deutschen Hauptstadt blickt.

Vor bald 20 Jahren packte Huonder die Koffer und verließ das Bündnerland. Er kommt aus jener Ecke des kleinen Landes, in der auch die bekannteste Schweizerin überhaupt zu Hause ist: Heidi. Anders als das Waisenmädchen ging der Autor aber freiwillig nach Deutschland. Erste Schreibversuche daheim waren gescheitert. »Ich musste Distanz gewinnen zu meiner eigenen Herkunft, um überhaupt schreiben zu können«, sagt der Autor. Nirgends gehe das so gut wie in Berlin, denn die Stadt sei »der größtmögliche deutschsprachige Gegensatz zur Schweiz«, meint Huonder. Auch heute sei Berlin noch nicht seine eigene Welt. »Dieser Rest Fremdheit ist für mein Schaffen sehr produktiv.« Tatsächlich folgte der Emigration der Erfolg: 1997 schaffte Huonder mit seinem Roman-Debüt »Adalina« den Durchbruch in der Schweiz. Wochenlang besetzte er mit seinem Erstling die Bestsellerlisten – vom Berliner Exil aus.

Silvio Huonder ist keine Ausnahme: Die großen Schweizer Schriftsteller der Gegenwart haben ihre Schriftsteller-Existenz in Berlin begründet. Sie reißen sich damit in eine Tradition ein, deren Vertreter Namen wie Gottfried Keller und Robert Walser tragen. Hundert Jahre ist es her, dass Letzterer in der »unaufhörlich atmenden Brust des großstädtischen Lebens« zum Dichter geworden ist. Walser starb vor fünfzig Jahren im Schweizer Schnee – in Berlin aber erblüht weiter helvetisches Dichterleben. Was ist es, das die literarische Schaffenskraft der Exilschweizer hier auf wunderbare Weise beflügelt oder überhaupt erst weckt?

Eine Antwort suggeriert gerne der Blick auf die geografischen Verhältnisse der Schweiz: Die Schreibenden, so das Klischee, fliehen die Enge des Heimatlands, weil sich ein großer Geist in den schmalen Tälern nicht entfalten kann. Außerdem verstellen Bergwände den Blick auf die Welt – deren Lauf seit jeher einen Bogen um den eidgenössischen Klein-



THOMAS HÜRLIMANN

wurde 1950 in Zug geboren, kam Anfang der 70er Jahre nach Berlin. Für ihn ist die Stadt ein Ort, »an dem ich in Ruhe arbeiten kann«. Hürlimann erhielt für sein Schaffen diverse Auszeichnungen, darunter 2001 den Joseph-Breitbach-Preis, den mit 120 000 Euro höchstdotierten Literaturpreis im deutschen Sprachraum. Sein jüngster Roman, »Vierzig Rosen«, erschien vergangenen Herbst und führt seither die Schweizer Bestsellerliste an.

staat macht. »Die Schweiz kann man als Avantgarde auffassen, insofern sie etwas vorwegnimmt, was dem ganzen westlichen Europa blüht: die Einübung in den Tod«, urteilte der Romancier Paul Nizon 1969 vernichtend und emigrierte bald darauf nach Paris, auf der Suche nach jenem »weltbedeutenden Schicksalsklima«, das seiner Heimat so völlig fehle. Die Schweiz, war Nizon überzeugt, könne einen Künstler »nicht groß machen«. Wer etwas werden wolle, müsse ausziehen und sein Glück in den Metropolen dieser Welt suchen.

Ausgewandert wird unter den Schweizer Literaten noch immer, Nizons Ausbruchspathos hat in den letzten Jahrzehnten hingegen Staub angesetzt. Silvio Huonder suchte in Berlin kein »Schicksalsklima«. »Wer sich vom Zeitgeist inspirieren lassen muss, sollte Frisör werden«, spottet er. Ihn zog die Hochschule der Künste nach Berlin, die Weltgeschichte gab's dann gewissermaßen obendrauf: Der Autor kam just zum Mauerfall in die Stadt.

THEATER & POLITIK

"RAF und kein Ende..." II

„Ulrike Maria Stuart“ von
Elfriede Jelinek
Gastspiel Thalia Theater Hamburg
Regie: Nicolas Stemmann
23.+ 24.März* 2007 19.30
Deutsches Theater Berlin



Foto Arno Declair

* danach Publikumsgespräch mit Gerhart Baum (Bundesinnenminister a.D.), Ulrich Khuon (Intendant Thalia Theater), Nicolas Stemmann (Regie), Roland Koberg (Dramaturg DT), Johannes Unger (Regisseur DokFilm „Ulrike Meinhof“) und den Schauspielern des Ensembles

Reservierung
www.kvbb.org
oder 030/467 91 250

Eine Veranstaltung von "ankommen - Kulturverein Berlin-Brandenburg e.V."
in Kooperation mit dem Deutschen Theater Berlin

DAS MAGAZIN

die tageszeitung

Freitag

INFOSCREEN

rbb

STARICK

ANZEIGE



MATTHIAS ZSCHOKKE

wurde 1954 in Bern geboren, seit 1980 lebt er in Berlin. Er sagt über die Stadt: »Ich kenne das hippe Berlin nur aus der Werbung. Aber die soziale Freiheit ist enorm, weil es eine Gesellschaft, in der man sich bewegen müsste, gar nicht gibt.« Letztes Jahr erschien sein Berlin-Roman »Maurice mit Huhn«.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ein anderer Schweizer Erfolgsautor hier längst Fuß gefasst: Thomas Hürlimann, dessen Roman »Fräulein Stark« 2001 hohe Wellen schlagen sollte (der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki warf dem Autor »verkappten Antisemitismus« vor), war bereits in den Siebzigerjahren in die deutsche Metropole ausgewandert. »Das ummauerte Berlin war der totale Bruch mit meiner Tradition. In den Kneipen wurde die ganze Nacht diskutiert. Alles träumte von neuen Ufern, einer anderen Erziehung, einer besseren Welt«, erzählt der Schriftsteller. Das Philosophie-Studium an der Freien Universität brach Hürlimann 1974 ab und ließ sich als freier Schriftsteller in Kreuzberg nieder. »Der glücklichste Tag meines Lebens«, sagt er heute. Auch ihn hatte nicht die Sehnsucht nach dem großen Weltgeschehen nach Berlin gebracht, sondern: »Die Liebe. Aber sie hat mich nicht angelockt, sondern aus Zürich vertrieben. Nach einer missglückten Beziehung floh ich in eine andere Welt«, erklärt der Schriftsteller.

Matthias Zschokke kam aus pragmatischen Gründen. »Weil es billig war«, erklärt der Autor lapidar. Der gebürtige Berner siedelte 1980 in die Stadt. »Ich

war arbeitslos, hatte kein Geld, und Berlin war hoch subventioniert.« Die Stadt sei damals eine Art Abenteuerspielplatz für Künstler gewesen: »Es gab diese total heruntergekommenen Lofts und Fabrikgebäude, wo man ohne Geld Rieseninstallationen machen konnte. In diesen Jahren haben wir noch an die freie Kunst als Existenzform geglaubt.«

Er wäre gern reich geworden mit dem Schreiben, sagt Zschokke, dessen literarischem Schaffen bisher zwar höchstes Kritikerlob und zahlreiche Auszeichnungen, aber wenig Reichtum folgte. Mit seinem jüngsten Roman, der letzten Sommer erschienen ist, hat der Autor indes einen Publikumserfolg gelandet – er stieg daheim in der Schweiz direkt in die Top Ten der verkauften Bücher ein. »Maurice mit Huhn« erzählt vom Lotterleben eines liebenswerten Grüblers im heruntergekommenen Berliner Nordwesten. Es sind lakonische Berichte aus der Tristesse, skurrile Geschichten und melancholisch-kluge Alltagsbeobachtungen und lebensweise Betrachtungen, die Zschokke zum Berlin-Roman verbunden hat.

Dabei konnte er aus reicher Erfahrungsfülle schöpfen: Wie seine Romanfigur Maurice hat sich der Schweizer im wenig prestigeträchtigen Stadtteil Wedding eingemietet. Hundekot, fehlernährte Menschen und Alkoholismus dominieren die Szenerie. »Wer es nicht schafft, rechtzeitig wegzuziehen, versickert und verendet hier«, heißt es im Buch über das Viertel. Berlin ist bei Zschokke nicht trendige Szenestadt, sondern düsterer Moloch. »Ich kenne das hippe Berlin nur aus der Werbung«, sagt der Autor denn auch. »Es gibt hier zwar mittlerweile eine Handvoll junge, schöne, schnelle Menschen – aber das Bild täuscht. Ich sehe den Wedding, das verschlafene Viertel Charlottenburg und denke dann immer: 2006 war einer da und hat geschrieben, wie es war. Alle anderen haben eine Fiktion behauptet.« Dafür sei Berlin lebendig, meint Zschokke. »Die Stadt ist nichts, darum kann sie alles werden.« Daraus erwachse große Offenheit: »Wenn man hier lebt, wird man hemdsärmelig, probiert einfach mal aus. Die soziale Freiheit ist enorm, weil es eine Gesellschaft, in der man sich bewegen müsste, gar nicht gibt.«

Für so viel Freiheit nimmt man auch unfreundliche Taxifahrer und schnoddrige Kellner in Kauf. Die viel zitierte Schnoddrigkeit der Berliner empfindet Silvio Huonder gar als fruchtbaren Kontrast zur »chronischen Freundlichkeit und dem vorauseilenden Verständnis für alles und jeden der Schweizer«. Laut Autor ist es »Größe, Schroffheit und Anonymität, was Berlin für die Schweizer so anziehend macht«.

Welt— chronik

FOLGE III

von und mit
Falko Hennig und
Jochen Schmidt



28. März 2007
20 Uhr

www.babylonberlin.de

babylon
berlin:mitte

U-Bahn Linie 2
Rosa-Luxemburg-Platz
Eintritt: 10,- / 8,- €
www.dieweltchronik.de



ROGER STEIN

wurde 1975 in Zürich geboren, kam 2004 nach Berlin. Sein Urteil: »Jeder kann sich hier ein bisschen schlecht anziehen und Künstler nennen.« Seine 2006 erschienenen »Lieder eines post-modernen Arschlochs« (mit Sandra Kreisler) wurden mit dem Preis der deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet.

Schon Robert Walser berichtete, er sei seinen »Hang zur schönen, edlen Faulpelzerei« erst im rauen deutschen Wind losgeworden.

Demselben Impuls – raus aus der warmen Stube, rein ins unwirtliche Berliner Klima – ist im neuen Jahrhundert auch der Lyriker Roger Stein gefolgt. Am Zürichsee aufgewachsen, verließ er das Land bereits als Zwanzigjähriger Richtung Wien »auf der Suche nach einem künstlerischen Umfeld«. In der Schweiz, sagt der 31-jährige Stein, sei »zwar alles ordentlich und luxuriös – aber völlig unkreativ«.

Stein verbindet seine Lyrik seit jeher mit Musik: Derzeit steht er als »Wortfront« mit der Chansonnière Sandra Kreisler auf der Bühne. Das Künstlerpaar ist vor zwei Jahren nach Berlin übersiedelt, Wien war zu gemütlich geworden. In Berlin, so Stein, erlebe man ganz andere Existenzängste: »Man muss hier hart ankämpfen gegen eine Welt, in der man ein anonymes Nichts ist und stets in der immensen Masse von Menschen unterzugehen droht. Diesen Abgrund zu sehen gibt mir Energie, Schaffenskraft nach vorne.«

Anonymität präge auch die ganze Kunst- und Kulturszene der Stadt, sagt Stein. Die ungefilterte Flut von Kunstangeboten mache die Orientierung schwer: »Jeder kann sich ein bisschen schlecht an-

ziehen und sich Künstler nennen.« Hinzu komme eine »ausgeprägte Kultur der Meinungslosigkeit«, die in Berlin herrsche: »Die ganz Stadt neigt dazu, nicht zu urteilen. Man sagt nichts über das Werk des andern, lässt sich total in Ruhe.«

Zuweilen fehle ihm die »Lust an der gegenseitigen Vernichtung« der konfrontativen Wiener Szene, sagt Stein. Aber dafür könne man sich in Berlin wunderbar ungestört auf seine Arbeit konzentrieren.

Auch für Thomas Hürlimann, der nun seit mehreren Jahren wechselweise in der Schweiz und in Berlin lebt, ist die deutsche Metropole »heute vor allem ein Ort, an dem ich in Ruhe arbeiten und durch die Straßen spazieren kann«. Die Schweizer Literaten der Stunde, scheint es, schätzen Berlin nicht als Bühne des Weltgeschehens, sondern viel mehr als Ort des Rückzugs in die Anonymität. Kein Wunder also, dass der Kontakt untereinander alles andere als rege ist, sich auf zufällige Begegnungen in den einschlägigen Institutionen beschränkt.

Im Laufe der Exiljahre rund 1000 Kilometer nördlich der Heimat verblasst meist auch der starke literarische Bezug zum Herkunftsland. »Die Schweiz ist aus meinem Fokus ziemlich raus«, sagt Stein.

Matthias Zschokke betont zwar, er sei in seinem »ganzen Denken unglaublich starrsinnig Schweizer geblieben«, lässt seinen jüngsten Roman aber, wie erwähnt, in Berlin spielen – und wird damit nun auch in Deutschland wahrgenommen.

Ähnliches berichtet Silvio Huonder: Wohnten die Leser seines Romandebüts noch zu 80 Prozent in der Schweiz, war das Verhältnis von schweizerischen und deutschen Leser beim zweiten Roman »Übungsheft der Liebe« bereits ausgeglichen. Nun ist im Herbst nach achtjähriger Pause sein neuestes Buch »Valentinsnacht« erschienen. Der Roman spielt – man rate – in Berlin.

Je mehr die Schweiz geistig in die Ferne rückt, desto entspannter wird das Verhältnis zum Herkunftsland. Keiner schließt eine Rückkehr in die saubere, freundliche Heimat kategorisch aus. Nur ist die helvetische Hochpreisinsel ein schlechter Boden für die schriftstellernde Zunft. »Den Luxus, vom Schreiben leben zu können, hätte ich in der Schweiz nicht«, sagt Huonder. Auch Matthias Zschokke, der ja einst aus Geldnöten nach Berlin gekommen ist, könnte sich eigentlich gut vorstellen, in der Schweiz zu leben und zu arbeiten. Aber: »Meine wirtschaftliche Situation hat sich seit meiner Ankunft hier nicht so sehr verbessert, dass ein Umzug nahe läge«, sagt der Schriftsteller. »Die Schweiz kann ich mir nicht leisten.« ■